Zeitschrift: Intercura : eine Publikation des Geriatrischen Dienstes, des Stadtärztlichen Dienstes und der Psychiatrisch-Psychologischen Poliklinik der Stadt Zürich

Herausgeber: Geriatrischer Dienst, Stadtärztlicher Dienst und Psychiatrisch-Psychologische Poliklinik der Stadt Zürich

Band: - (1994-1995)

Heft: 45

Rubrik: Impressionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Impressionen

V. Humm

"Wo haben Sie Ihre Wurzeln?" Diese Frage wurde uns im Englischkurs gestellt. Sie wäre selbst auf Deutsch nicht einfach zu beantworten gewesen. Unsere Gedanken und Ansichten in einer fremden Sprache formulieren zu müssen, erschien uns denn auch fast zu schwierig zu sein. Als jedoch das Hindernis fehlender Wörter und Ausdrücke überwunden war, entwickelte sich eine lebhafte Diskussion. Hat man seine Wurzeln nur an *einem* Ort, dort, wo man aufgewachsen ist, wo man seine Kinder- und Jugendjahre verbracht hat? Kann man an verschiedenen Orten Wurzeln fassen?
Die meisten vertraten die Meinung, die eigentlichen und wichtigsten Wurzeln bildeten sich in der Jugend. Nur Pierre, alleiniger Mann in unserer kleinen Frauengruppe, widersprach. Das Wurzelfassen sei weder auf die frühen Jahre noch auf einen einzigen Ort beschränkt, es könne sich im Verlaufe des Lebens ein weitreichendes Wurzelgeflecht entwickeln.

Aus Gründen, die ich hier nicht näher erläutern kann - hiezu hat es in den "Impressionen" keinen Platz - besuche ich den erwähnten Englischkurs nicht in Zürich, sondern in der Migrosschule Chur, in einem schönen Altstadthaus.
Auf der Heimfahrt sinnierte ich weiter über das angeschnittene Thema. Beschäftigte ich mich nicht seit Monaten mit meiner Kinder- und Jugendzeit?
Der Intercity-Zug fuhr in den sinkenden Abend hinein. Im Walensee spiegelte sich der letzte, fahle Schein eines Wintertages, später wurde nur noch das hell erleuchtete Wageninnere von den Fensterscheiben reflektiert, irritierend durchzuckt von Lichtern, die im Dunkel draussen vorbeiflitzten.
Wo habe ich *meine* Wurzeln? In Fluntern oben, wo ich aufgewachsen bin? Nur in Fluntern?

Meine Kinderjahre fielen in die Anfangsepoche des allgemeinen Photobooms. Man musste sich nicht mehr im Sonntagsstaat zu einem Berufsphotographen begeben, der die Familie - "Bitte, jetzt freundlich lächeln!" - abknipste. Mindestens im Freien und bei Tage war es möglich geworden, seine eigenen "Lichtbilder" zu machen, bei jeder gewünschten Gelegen-

heit. Vater fand deren viele. Er besass ein kleines schwarzes Phototruckli, das ihm ein Freund anno 1919 aus Wien mitgebracht hatte. Während Jahrzehnten war es in Gebrauch und lieferte bis zuletzt gute Schwarz/Weiss-Aufnahmen.
Anfänglich kopierte Vater seine Photos selber, nur die Filme liess er beim Fachmann entwickeln. Wir sahen ihm bei dieser Tätigkeit immer mit riesigem Interesse zu. Sorgfältig - und etwas umständlich, wie es seine Art war - spannte er ein durchsichtiges Filmquadrätchen und weisses Photopapier unter den Glaseinsatz eines Holzrahmens, der auf der Rückseite mit Spangen verschlossen wurde und legte diesen zum Belichten an die Sonne. Das dauerte eine gewisse, genau festgesetzte Zeit, dann öffnete er das Rähmchen wieder. Noch war nichts, rein gar nichts auf dem weissen Papier zu sehen. Rasch tauchte er es in eine geheimnisvolle Flüssigkeit. Zauberkräfte fingen zu wirken an. Das Weiss überzog sich mit bräunlichen Umrissen, bald liessen sich Gesichter, Figuren, Häuser und Bäume erkennen. Staunend verfolgten wir den Vorgang. War das Bild deutlich genug, wurde es mit Holzzangen herausgeholt und zum Fixieren in ein Gefäss mit einer anderen Flüssigkeit gelegt. Schliesslich hängte Vater die nassen Photos mit Chlüppli an eine aufgespannte Schnur. Beim Trocknungsprozess rollten sie sich zusammen und mussten zu guter Letzt noch gepresst werden, bevor man sie einkleben konnte. Vater hat einige Alben gefüllt und mit weisser Tusche kunstvoll beschriftet, aber sein Eifer erlahmte, die Alben blieben unvollendet, und viele Photos gingen im Verlaufe der Jahre verloren. Nur die Filme überlebten, sie steckten in Umschlägen, die mit genauen Daten versehen waren.
Eines Tages stellte sich mir die Frage: was tun damit? Was tun auch mit den Photos, die nur in mir noch Erinnerungen wachrufen können? Spätestens meine Enkel würden sie wegwerfen, für sie würden sie bedeutungslos sein.
Weil mir diese Vorstellung missfiel, kam ich auf den Gedanken, diese Photos zu ordnen, Fehlendes nachkopieren zu lassen und, die Helgeli kommentierend, ein wenig "vo früehner" zu berichten. Aber es ergab sich, dass aus dem leichten Dahinerzählen ein Auseinandersetzen wurde mit allem, was mein Werden und Wachsen beeinflusst hat.
Hier spielt Fluntern eine entscheidende Rolle, die 13 Jahre, die wir dort oben verbringen durften.
Wir Kinder wussten nicht, dass es nicht selbstverständlich war, in einem Haus wohnen zu können, dem keine anderen Häuser Licht und Sonne wegnahmen, wir wussten nicht, wie wenig Kinder es in der Stadt Zürich

gab, die sich, wie wir, im eigenen grossen Garten tummeln konnten, wir vermochten nicht, uns den trostlosen Blick auf Mauern und Hinterhöfe vorzustellen; bei uns schaute man aus allen Fenstern ungehindert auf die Stadt und auf den See, und wir hatten keine Ahnung wie es ist, wenn man des Nachts durch Verkehrslärm gestört wird und nicht schlafen kann.
Diese Privilegien kamen uns erst zum Bewusstsein, als wir, kurz nach Kriegsausbruch, ins Hochschulquartier hinunter zügeln mussten, weil im Bürohaus, wo Vater arbeitete, unverhofft eine Dienstwohnung freigeworden war, die nicht leerstehen durfte. Natürlich liess sich auch da leben, aber unsere Heimat blieb Fluntern, dort hatten wir unsere Wurzeln.
Als ich mit meinem Liebsten unsere Hochzeit plante, stand sogleich fest, dass die Trauung nur in "meiner" Kirche Fluntern stattfinden konnte, dass es ihre Glocken sein mussten, die für uns läuteten.

Meine letzten sieben Zürcherjahre verbrachte ich abermals in Fluntern. Wir wohnten an der Hochstrasse, im obersten Stock eines Backsteinhauses aus der Jahrhundertwende. Einen Balkon hatten wir nicht, jedoch einen Erker mit einer überwältigenden Aussicht. Hier hatte ich meinen Schreib- und Leseplatz. Alle Briefe, die in jener Zeit geschrieben wurden, erzählten den Empfängern irgend einmal von dem, was sich meinen Augen bot, wenn ich von meiner "Underwood" aufschaute.
Es war "mys Züri", das mir da buchstäblich zu Füssen lag, mit seinen Dächern, mit dem Grün seiner vielen Bäume, mit seinen Kirchen - und es war "myn Züri-See", der, bis gegen Horgen hinauf, die Mitte dieser Szenerie bildete, die der Alpenkranz im Süden abschloss.

Eines Tages war alles zu Ende. Weil ich in Zürich - dort, wo ich mich daheim fühlte - nichts Passendes (lies - nichts Zahlbares!) finden konnte, zog ich "auf's Land hinaus", fest entschlossen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in die Stadt zurückzukehren. Ich fühlte mich - auf der falschen, auf der hinteren Seite des Zürichberges - in der Fremde und hatte Heimweh. Wie deutlich erinnere ich mich an jenen Samstagabend, als ich, nach einem Kinobesuch, auf dem Mäuerchen zwischen Wühre und Limmat sass, während die Kirchenglocken den Sonntag einläuteten, in ihrer einmaligen, grossartigen, wuchtigen Harmonie. Die Tränen liefen mir übers Gesicht, ich weinte haltlos. Mein Zürich war mir verloren - und es war wie der Verlust eines sehr geliebten Menschen. Das Dörflein im Glattal schien keine Chance zu haben, mir je Heimat werden zu können.

Die Jahre vergingen. Langsam, ganz langsam, begann ich Fuss zu fassen, was durchaus wörtlich zu nehmen ist. An jedem Sonntag streifte ich stundenlang durch die Wälder und Felder der Umgebung. Ich war stets sehr früh unterwegs und habe oft zugeschaut, wie die Sonne hinter den Bergen des Oberlandes emporstieg und einen glänzenden Silberstreifen über den Greifensee zog, oderr unter dem Morgenwind kleine sanfte Wellen bildete.

Später konnte ich dank meines blauen Stahlrössleins meinen Radius beträchtlich erweitern. Nun sass ich an manchem Sonntagmorgen im Robenhausener Ried, in dieser kleinen, ruhigen Welt, die doch so erfüllt war von Leben, Bewegung und Geräuschen. Vereinzelt zwitscherte eine Vogelstimme, Schmetterlinge umtanzten sich, wie ein schmales, geflügeltes Zweiglein schwirrte eine Libelle heran, zog einen raschen Kreis, verharrte ein Weilchen schwebend und fast bewegungslos über einer Seerose und pfeilte dann mit zartem Sirren weiter. Ein Frosch hockte auf einem der runden Blätter, die wie glänzende, grüne Teller auf dem Wasser schwammen und sonnte sich. Die Glocken von Pfäffikon, Wetzikon und Seegräben begannen zu läuten. Das war mein Morgenchoral, das war meine Sonntagspredigt. Nachher stiess ich mein Velo das steile Strässchen zur Kirche Seegräben hinauf und fuhr durch den Wald nach Hause zurück. Heutzutage wäre das nicht mehr möglich. Ich würde es nicht wagen, allein zu so früher Stunde durch die Wälder zu radeln. Zudem - ich habe das Velofahren aufgegeben.

Eine Zeitlang wohnte auch meine Mutter "da usse" - ganz in meiner Nähe. Als sie starb, nahm man an, ich würde wieder in die Stadt zurückkehren. Aber ich wollte und konnte nicht mehr. Was ich anfänglich für ausgeschlossen gehalten hatte, war eingetroffen - ich hatte neue Wurzeln, neuen Halt gefunden. In den vielen Jahren des "Exils" hatte ich Freundschaften schliessen dürfen, hatte ich bereichernde, wertvolle Kontakte knüpfen können, hatte mir ein gemütliches Nest eingerichtet. Nicht vergessen darf ich den Greifensee. Seine Anziehungskraft ist gross, ob er verträumt daliegt, ob bei aufziehenden Gewittern böige Winde schaumgekrönte Wellen über die Wasserfläche jagen, ob er in kalten Wintern unter einer Eisdecke erstarrt oder ob er an milden Abenden den roten Himmel widerspiegelt - auch er ist zu "meinem" See geworden.

Und Zürich? Was bedeutet mir Zürich heute? Manches Vertraute ist nicht mehr. Das Haus meiner Kindheit ist längst abgerissen worden, an seiner

Stelle und in seinem grossen Garten stehen neue Häuser, "Zürichberg-konformere" Häuser als es das unsere war, mit Wohnungen, die ich niemals zu bezahlen vermöchte.
Flaniere ich durch die alten Strassen, grüssen mich keine Bekannten. Es gibt in Zürich keine lebendige Vergangenheit mehr für mich. Erinnerungen freilich zuhauf - in Fluntern, rund um die ETH, am Pfauen und in mancher Altstadtgasse. Aber Erinnerungen sind nicht ortsgebunden, die kann ich in meine Stube hereinholen.
Weil ich hier im Glattal Wurzeln schlagen konnte, haftet diesen Züri-Erinnerungen nichts Verklärendes an.
Tempi passati! Wieviel Liebgewordenes gehört zu diesen vergangenen Zeiten! Die rasche Entwicklung aller Dinge und das Aelterwerden sorgen dafür, dass die Liste immer länger wird.

Wie dankbar aber bin ich, dass es mir möglich werden durfte, ganz tief innen zu spüren "Ich bi wieder dehei!", wenn die S-Bahn in Schwerzenbach hält.